

Rainer Maria
Kiesow

Wissenstransfer, nach Dalmatien

- Ihre Papiere bitte!
- Bitte sehr.

Der Polizist trug eine dunkelblaue Uniform, die seinen Körper ein klein wenig einzuschnüren schien, die Hosen etwas zu kurz, ungeschlachte, rundliche schwarze Schuhe, die Mütze strebte vom Kopfrand weit nach außen, wie ein breiter Suppenteller mit flachem Deckel, der Kopf wirkte klein, obwohl das Gesicht, nicht fett, aber doch wohlgenährt und irgendwie satt und ernsthaft aussah. Bauernhände. R. hatte von seinem Sitz aus eine gute Aussicht.

- Wo wollen Sie hin?
- Nach Korčula.
- Von wo kommen Sie?
- Frankfurt.
- Fahren Sie da rechts hinten auf den Parkplatz für Lastwagen.

Es war Sonntag, zehn Uhr abends. Erste Dezemberluft. R. war schon hundert Mal hier gewesen, aber noch nie auf dem Parkplatz für Lastwagen.

- Die Scheibe.
- Wie bitte?
- Den Fahrtenschreiber, Sie müssen das haben.

R. war am Abend zuvor losgefahren. Den 7,5-Tonner, den er gerade noch fahren durfte, hatte er nach nicht geringen Schwierigkeiten von einer Autovermietung bekommen. Den ganzen Samstag hatten fünf Mann die Wohnung ausgeräumt und den Lastwagen beladen. Ein letzter Tee bei einem Freund zwei Straßen weiter. R. fuhr los.

– Sie haben die Scheibe nicht gewechselt. Pausen, keine Pausen. Das geht nicht. Als professioneller Fahrer würden Sie jetzt den Führerschein verlieren, aber gut. Bußgeld müssen Sie aber zahlen. 500 €. Und jetzt fahren Sie bitte auf die Waage!

R. wusste: Jetzt ist es aus. Schon in Frankfurt hatten ihm die Möbelpacker gesagt, na ja, vielleicht haben Sie Glück, und es gibt keine Kontrollen auf der Autobahn, und an der österreichisch-slowenischen Grenze ist die Lkw-Abfertigung mit der automatischen Schwerlastwaage geschlossen, und danach, das ist der Balkan, da kann alles und nichts passieren. Und jetzt war es passiert.

– Zehn Komma drei Tonnen, sagte der Polizist, als er aus dem Wiegehäuschen wieder herauskam, fünf Tonnen sind das Leergewicht, er blickte vom Fahrzeugschein auf, zweieinhalb dürfen dazu, Sie haben mehr als das Doppelte.

– Was heißt das?, fragte R., idiotischerweise, aber irgendetwas musste er sagen.

– Das heißt 3.000 € Bußgeld.

Die beiden standen sich vor der geöffneten Fahrertür gegenüber. Es war neblig trüb, die Lichter des Grenzpostens schienen nur schwach, die Gesichter waren kaum zu erkennen. R. nestelte an seinem Portemonnaie.

– Könnten wir das nicht irgendwie anders regeln, sagte er leise, obwohl ihn sonst niemand hören konnte.

– Nein, so geht das hier nicht.

– Aber ...

– Nein, wirklich nicht. Da ist nichts zu machen.

– Dann fahre ich wieder zurück.

– Sie dürfen nirgendwo hinfahren. Der Lastwagen muss hier bleiben. Er darf erst wieder bewegt werden, wenn das zulässige Gesamtgewicht nicht mehr überschritten ist.

– Was heißt das, fragte R., immer noch begriffsstutzig.

– Sie müssen einen zweiten Wagen herbeischaffen und umladen, das Gewicht verteilen.

– Und wie?

– Das ist Ihr Problem. Rufen Sie die Autovermietung an.

– Das kann ich nicht, geht nicht, weiß nicht ...

– Überlegen Sie es sich, mein Herr, Sie können im be-



nachbarten Ort übernachten, 20 Minuten zu Fuß. Denken Sie nach. Ich muss zurück auf meinen Posten.

Das ist Ihr Problem. Der Kerl hatte Recht. Warum hatte R. nur diese verrückte Idee gehabt, seine Sachen nach Korčula zu schaffen, und dann auch noch selbst? Der Spediteur in Frankfurt hatte ihm ein Angebot gemacht. 10.000 €. Impossible. R. war zwar Jurist, aber nicht einer von der gut verdienenden Sorte, sondern einer von der sich nachdenklich gebenden. So etwas wie ein Rechtshistoriker. Wissenschaftler also. Er konnte sich das nicht leisten, also war er selbst gefahren. Jetzt war er hier gelandet, auf den Höhen des istrischen Karsts, an einem winzigen Grenzübergang, inmitten eines Niemandslandes. Die slowenisch-kroatische Grenze. Was für ein Mist! Früher gab es diese Grenze gar nicht – und mit den Jugoslawen, nun, mit denen hätte sich vielleicht reden lassen, die wollten nicht in die Europäische Union, wollten noch nicht korrekt sein. Weltpolitisch nicht und lokalpolitisch auch nicht. Und jetzt diese kroatische Visage. Überdimensionierter Suppenteller auf der Rübe. Das ist der Fortschritt in der Geschichte. Neue Polizistenmützen und keine Bestechungen mehr. Dafür steht man jetzt hier, kann nicht vor, nicht zurück, hier an der letzten Grenze. Nur noch 20 Kilometer nach Rijeka, lächerliche 20 Kilometer zum Meer, zum Hafen, wo morgen, Montagabend, das Fährschiff ablegt, Richtung Dubrovnik, vorletzte Station Korčula, Ankunft Dienstagmittag, wenige Meter vom Haus entfernt.

– Und, was haben Sie sich überlegt?, fragte der Polizist R., der nach einer Weile vom Parkplatz zum Grenzhäuschen gegangen war.

– Ich weiß wirklich nicht, wo ich einen Lastwagen her bekommen soll, kennen Sie nicht jemanden, der einen hat.

– Gehen Sie wieder zurück, und setzen Sie sich ins Fahrerhaus, dort ist es wärmer, und warten Sie.

Vor zehn Tagen hatte R. seine Antrittsvorlesung gehalten. Sein Vater besuchte das erste Mal eine Universität. Sieht ja ziemlich heruntergekommen aus. Es gab Häppchen und Champagner aus dem Hause Bach. Hier hatte R. studiert, und jetzt war das Studium endgültig zu Ende. Durchqualifiziert. Seine Frau konnte nicht kommen. Musste arbeiten. In Paris. Dort lebt sie. Paris, ach Paris. Ihre Wohnung, elf Meter lang, zwei fünfzig breit, drei Schritte zur Seine, romantisch, unter dem Dach, Poutres apparentes. Hier hatte er auch studiert, nicht nur, geforscht, nicht nur, geheiratet, nicht nur, gelebt. Und er

lebte zuweilen immer noch dort, wenn es seine Arbeit, das, was man die Tätigkeit an einem deutschen Institut der wissenschaftlichen Grundlagen- und Spitzenforschung nennt, erlaubte. Und sie erlaubte ihm so ziemlich alles. Nachdenken, Lesen, Konferenzen, Vorträge, Gespräche, Einblicke, Ausblicke, Schweigen, Schreiben, Nichtdenken. Nur Paris war weit.

Es klopfte. R. kurbelte die beschlagene Scheibe runter.

– Sie brauchen Hilfe?

– Ja, Moment.

R. stieg vom Führerhaus herunter. Es war ein anderer Polizist. Kleiner, schwächling, ein Untergebener, trotz der gleichen Suppentellermütze.

– Sie brauchen einen Wagen?

– Ja, einen zweiten Lastwagen.

– Ich kann Ihnen einen besorgen. Meine beiden Cousins aus Opatija haben einen. In 30 Minuten könnten sie hier sein.

– Das wäre ja ganz wunderbar.

– 100 €.

– Ja, bitte, gerne, danke, einverstanden, danke vielmals, Sie haben mir sehr geholfen.

Paris war weit. Als R. ein Stipendium für Paris bekam, hatten sie zusammengelebt. Vor Jahren. Ein Jahr lang. Seitdem nur am Wochenende. Jedes zweite. Oder dritte. Weihnachten, Ostern, August. Das nennt sich modern. Oder schick. Ein großer Literaturwissenschaftler schreibt in der *Rundschau*, in Amerika, genauer gesagt, in Kalifornien, sei es inzwischen modern, verschiedenste Lebensformen gleichzeitig zu leben, zu genießen. Getrennt, zusammen, getrennt und zusammen, mit Freunden, ohne Freunde, mit einigen Freunden, mit Kollegen, ohne Kollegen, vormittags so, nachmittags anders, nachts erst recht. Wer hätte das gedacht? Stendhal, Balzac, Sartre, warum fallen R. immer Franzosen ein?, wussten schon vor langer Zeit, was der große deutsche und kalifornische Literaturwissenschaftler weiß. Auch Picasso wusste die verschiedenen Leben in einem zu zeichnen. Zerstörungen, nichts als Zerstörungen. Welche Augen! Zerstörte Frauen. Und verstörte Männer. Das ist modern. Ach! Die großartigsten Erklärungen, Beobachtungen, Meinungen, Entwürfe, Pläne, Stile können niemals überzeugen. Das Leben lässt sich nicht überzeugen, es lässt sich nur leben, bis zum bitteren Ende. Janis Joplin, ein wildes und melancholisches Leben, eine schwermütige und sanguinische Selbstvergessenheit, der alle posthumen feministi-

schen und selbstbewegten Vereinnahmungsfantasien nichts anhaben können, Janis Joplin sang in *Me and Bobby McGee*: »Freedom's just another word for nothing left to lose«. Genau. Alles andere sind schöne Reden. Entwirf dich! Als ob man sich entwerfen könnte, wenn man geworfen wird. Sie ist auch Wissenschaftlerin, lehrt an einer Pariser Universität. Double Careers. Kalifornisch, Newyorkinisch, Deutsch. Coupled Careers. Das fehlte noch. Der andere ist die Hölle. Ob das ein Lebensentwurf ist? Der Unsinn ist grenzenlos, wie die Selbstbespiegelung. Wie hoch ist die Scheidungsrate bei Professoren? Ach, zum Teufel mit den Professoren! Man lebt allein. Immer nur allein. Der eigene Kopf. Paris ist weit.

– Was machen Sie da? Sofort aufhören! Alles wieder zurück!

Ein mittelgroßer Mann in mittelgrauer Uniform, barhäuptig, herrschte R. an, der damit begonnen hatte, bis zur Ankunft der Cousins einige Sachen auszuräumen, damit es dann schneller ginge.

– Die Polizei hat ...

– Die Polizei interessiert mich nicht. Die Sachen wieder zurück in den Wagen.

– Aber der Polizist ...

– Nix Polizei! Die Ladung muss verzollt werden. Verstehen Sie, Zoll!

R. verstand. Er hatte sich zu früh gefreut. Er folgte dem Zöllner ins Grenzzollamt.

– Die Speditionspapiere bitte!

– Was bitte?

– Speditionspapiere!

– Habe ich nicht, und ich weiß auch nicht, was das ist.

– Kommen Sie mit!

Sie gingen vor die Tür, wo der Zöllner R. eine im Dunkeln kaum zu erkennende Baracke zeigte, in der die Grenzspeditionsbüros untergebracht waren. R. ging hin. Nur zwei Büros waren besetzt. Er bat um die erforderlichen Papiere, die beiden jungen Frauen hatten für seinen Fall keine Vorlagen, sie schickten ihn wieder zurück.

– Und?

– Nichts! Die konnten mir keine Papiere geben.

– Was haben Sie geladen?

– Ein paar kleinere gebrauchte Möbel, sonst nur Bücher, das meiste sind Bücher, so ungefähr 10 000.

– 10 000 Bücher?

– Ich denke schon.

– Moment.

Es war Mitternacht. Zwei, drei Autos hatten in den vergangenen zwei Stunden die Grenze passiert. Der weiß lackierte Mietlastwagen war das einzige Fahrzeug auf dem Parkplatz. Auf dem Rückweg zur Zollbaracke hatte R. den ersten Polizisten mit zwei Kollegen scherzen gesehen. Ein Pritschenwagen stand an der Grenze, von Kroatien kommend. Zwei Männer saßen drin. Der Empfangsraum des Zollbüros sah heruntergekommen aus. In der Mitte eine Art Tresen, hinter dem die Beamten wohl die Zollpapiere prüfen. Es war niemand da, außer R. und dem Zöllner, der an eine Tür an der rückwärtigen Wand klopfte. Sie wurde von innen geöffnet. Schwaden von Zigarettenrauch quollen heraus, Musik und Gelächter, von Männern und Frauen, waren zu hören. Der Zöllner sagte etwas zur Tür hinein, und ein wenig später kam ein anderer mittelgrauer Uniformierter heraus. Die dicklichen Wangen gerötet, schwitzend, nüchtern. Der Chef. Die beiden sprachen miteinander. Der Zöllner sagte, das ist einer von uns, er spricht unsere Sprache.

– Wie viel Bücher?

– 10 000 in 300 Kisten.

– Und sonst?

– Nur Kleinigkeiten, alte Sachen.

– Was machen Sie in Korčula?

– Da habe ich ein Haus, von meiner Mutter geerbt, und da möchte ich einen Teil meiner Bibliothek hinschaffen, um dort arbeiten zu können. Ich bin Wissenschaftler.

Was für eine Schnapsidee! Aber es war sein Land. Paris, Frankfurt, er liebte beide Städte, aber Dalmatien, Süddalmatien, Korčula, die Stadt und die Insel, Dubrovnik, wo seine Mutter geboren worden war, das war seine Sehnsucht. Sehnsucht und Wissenschaft haben nichts miteinander zu tun. Nicht mehr? Vielleicht. Vielleicht war das einmal anders, wer weiß das schon. Heute jedenfalls ist Wissenschaft Arbeit. Letztlich eine Arbeit wie jede andere. Dafür sprechen zumindest die Allüren der Wissenschaftsarbeiter. Und vor allem die Ergebnisse. Es sind Arbeitsergebnisse. Die Rattentöter verlängern wenigstens noch das Leben, wohin das Erleben dieses Forschungsergebnisses auch führen mag. Die Staubschlucker verlängern nur die Langeweile, und wohin diese führt, kann jedermann in jeder beliebigen Bibliothek verfolgen. Es ist grauenhaft. Und am grauenhaftesten ist, dass das Leben in den toskanischen, burgundischen, bretonischen, katalanischen, mallorquinischen und kalifornischen Denk-



refugien, dieses grenzenlose Erleben in den professoral-intellektuellen Zweitwohnsitzen, nichts nützt, der Fantasie, dem überraschenden Gedanken, der verrückten Idee kein Leben einhaucht. Man sieht nur Grauen erregende Arbeiten, denen kein Ort jemals etwas anhaben konnte. Die Ruhe, die man zum Nachdenken braucht. Nach den Arbeiten, die dabei herauskommen, wäre fast immer Unruhe wünschenswert gewesen. Aber vermutlich kommt es gerade auf diese Unterscheidung gar nicht an. Die neugierige fröhliche Wissenschaft lässt sich nicht aus dem Rosengärtchen am Gardasee pflücken, und die Rattentöter bleiben ohnehin zu Hause, nicht genügend Opfer am Lago Maggiore. Keine Meeresbrise, kein Lavendelduft, kein Madeleinegeschmack hat jemals aus einer Arbeit einen intellektuellen Genuss gemacht. Martin Heidegger und die Holzwege im Schwarzwald? Isaac Newton und die Apfelbäume im Garten? Niklas Luhmann und die Kausalität im Süden? In Lecce, Apulien? Vielleicht. Marcel Proust hat sich eingeschlossen, Borges war blind, Sartre hasste die Natur und die Menschen, Camus und die Sonne? Vielleicht auch nicht. Die Wissenschaftsbeamtenprofessoren gehen in ihrer Arbeit dem Leben eher aus dem Weg. Das Leben hat einen Hautgout. Kein Leben in Sicht. Dann spielt es auch keine Rolle, wo man lebt. Keine Rolle für die Wissenschaft. Ja, eine Schnapsidee, eine absolute Schnapsidee.

– Was sind das für Bücher?

– Alles Mögliche. Fachliteratur, normale Bücher, Romane und so.

– In welcher Sprache?

– Deutsch, Französisch, Italienisch, Englisch, hauptsächlich Deutsch.

– Gut, privat genutzte Bücher sind Kulturgut, also zollfrei. Und der Rest, was ist der Wert?

– Keine Ahnung, das sind gebrauchte Sachen.

Der Chef tuschelte mit seinem Zöllner, R. bekam eine Zollrechnung über 200 €, wurde zur Grenzbank geschickt, ein weiteres, diesmal vollständig unbeleuchtetes Gebäude, in dessen Eingangshalle ihn ein vom Ende eines Korridors her scheinendes Lichtchen zum Bankschalter führte, hinter dem ein einsamer Mann rechnete. Er bezahlte und kehrte zum Zöllner zurück, der nun, ohne die gesamte Ladung auch nur einmal inspiziert zu haben, die Umladung erlaubte. Die Cousins warteten schon seit einer Stunde. Gemeinsam mit R. luden sie einige Kisten um. Der Pritschenwagen sackte auf seine Achsen, der

Lastwagen war kaum erleichtert. Sie schlossen die Ladeflächen. R. ging zur Grenze, wo der erste Polizist stand, um seinen Pass, der ihm Stunden zuvor abgenommen worden war, wiederzubekommen.

– So, wir sind fertig. Vielen Dank noch mal. Kann ich jetzt losfahren?

– Noch nicht. Wir müssen sehen, ob es in Ordnung ist. Fahren Sie noch einmal auf die Waage!

Eine irrsinnige Idee. Eine Bibliothek in Korčula. Sicher, letztlich war es Zufall, dass es so gekommen war. Die Wohnung in Frankfurt zu teuer, die Waldhütte im Taunus zu klein, die Wohnung in Paris ohnehin winzig, wohin also mit den ganzen Büchern? Nach Dalmatien. Da war Platz, viel Platz. Also keine Romantik, kein Refugium, kein Rückzug, sondern blanke Notwendigkeit. Platznot. Natürlich hätte es andere Möglichkeiten gegeben. Aber dann war da die Sehnsucht.

– Wie viel darf der höchstens wiegen?, fragte der Zöllner, der anstelle des Polizisten in das Wiegehäuschen gegangen war und jetzt wieder herauskam.

– Sieben Komma fünf, antwortete R.

Der Zöllner ging zu dem abseits stehenden Polizisten und sagte etwas zu ihm, eine Zahl. Der Polizist nickte leicht, kam auf R. zu und gab ihm seinen Pass zurück.

– Gute Reise!

Es gibt keinen Zusammenhang zwischen dem Standort der Bücher und dem Standort der Ideen. Wo ist es am ruhigsten, am schönsten, am herrlichsten für das Denkgeschäft? Warum spricht niemand von der karibischen Wissenschaft und dem Rückzug der Gedankenträger aufs ruhige Barbados? Dabei kann dort doch jede Denkanstrengung nur die reinste Erquickung mit der Folge von allerhervorragendsten wissenschaftlichen Ergebnissen sein. Der mangelnde Zusammenhang zwischen Ort und Denken hängt weniger mit der ohnehin in letzter, aber auch schon vorletzter Zeit ins Gerede gekommenen Dichotomie von Materie und Geist zusammen, sondern vor allem damit, dass die Idee des Transfers zwischen Orten, zwischen Ideen, zwischen Orten und Ideen, selbst auf einer Irreführung des Denkens beruht. Wie die anderen, mit dem Transfer verwandten, Hauptwörter des großspurigen Gedankenflusses, etwa Rezeption, Übertragung, Einfluss, Tradition, Inszenierung und letztlich auch Struktur, wie also bei allen Modellen des Denkens, die, wie versteckt und verschämt dementierend auch immer, von Sendern und Empfängern träumen, vergisst der Wis-

senschaftler, der es nicht lassen kann, dem Grund auf den Grund zu gehen, dass es ebenjenen Grund nur in seinem beobachtenden Kopf gibt. Die Welt im Kopf. Die Welt ist immer nur im Kopf. Da draußen ist nichts. Kein Paris, kein Frankfurt und auch kein Korčula. Die ganzen Rationalismen, Vernünfteleien, Natürlichkeiten und Menschentümeleien können die umherirrenden Gedanken in den Köpfen der Menschen nicht in die Bahn zwingen. Und Wissenschaften sind erst recht keine Denkbezwinger. Nein, Wissenschaften sind die gewaltigsten Irrtumsfabriken, die es gibt, geht es doch nur hier um Wahrheit. Wenn aber der Irrtum das Konstituens der Wissenschaftsproduktion ist, wenn also der Hüter des Wahrheitscodes die so genannten Wahrheiten auch nur im Kopf herstellen kann, wenn also der Kopf regiert, über Irrtum und Wahrheit herrscht, dann ist das Leben selbst grundlos und sind die Orte des Lebens ohne Bedeutung. Die unendlichen Einzelheiten, aus denen sich das menschliche Leben zusammensetzt – wer wollte sich da zurechtfinden, den Grund finden, Gründe feststellen. Multi-Kausalitäten? Grund-Sätze? Warum hat R. seine Bücher nach Dalmatien transportiert? Warum hat der Polizist ihn ohne Bußgeldzahlung am Ende die Grenze passieren lassen, wo er es doch schon am Anfang hätte tun können, die Differenz betrug allenfalls eine halbe Tonne? Warum schreibt R. so, wie er schreibt? Warum schreibt ein anderer so, wie er schreibt? Die Geschichten, die darüber immer nur erzählt werden können, die verschiedenen, übereinstimmenden, sich widersprechenden Erzählungen zeugen von der niemals zu fassenden Frage: Wer weiß? Die Erzählungen des Wissens, eines ständig hin und her reisenden Wissens, könnten die herrlichsten Zeugnisse geben von dem Reichtum der in den Menschenköpfen sich ständig verirrenden bücherwissenschaftlichen Anstrengungen, seien es historische, literarische, philosophische oder sonstige. Ein möglicher Reichtum, der von unseren Pedanten des Wissenschaftsbetriebs kaum ausgelebt wird. Warum? Das Leben? Am Ende kommt es vielleicht doch auf das Leben an. Ohne Grund. Die Lebenswissenschaften haben ihn noch nicht gefunden. Und die Lebensschriften erzählen für dasselbe Leben immer etwas anderes. Biografien sind Notate des Uneindeutigen, des uneindeutigen und bedeutungslosen Lebens. Bedeutungslos? Wer weiß.

- Bitte sehr.
- Danke schön.

Die Cousins nahmen das Geld und fuhren nach Hause, nachdem sie und R. kurz nach der Grenze mit den beiden Wagen auf einen Waldweg abgebogen waren und alles wieder in den großen Lastwagen gepackt hatten. R. fuhr runter nach Rijeka zum Hafen. Es war drei Uhr morgens. Er war angekommen. Die Adria. Jetzt konnte nichts mehr passieren. Jetzt konnte er bloß noch untergehen. Eine irrwitzige Idee war das gewesen. Was sollte er zu Hause nur erzählen?